



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

**Deutsche Taschenbücher : III. Penelope für das Jahr 1842
: herausgegeben von Th. Hell.**

Schliephake, Th.

1841

Deutsche Taschenbücher.

III. Penelope für das Jahr 1842.

Herausgegeben von Th. Sell. *)

Der einunddreißigste Jahrgang der Penelope ist mit zwei fein gearbeiteten Bildnissen, dem Porträt der Verfasserin von Godwie Castle und des beliebten Romanschreibers W. Alexis geziert. Biographische Notizen über den Legtern, den Verfasser des Roland von Berlin, kommen erwünscht; wir erfahren, daß W. Häring, zu Breslau 1798 geboren, aus einer vor Zeiten aus der Bretagne geflüchteten Familie, mit dem Namen Hareng stammt. Er ist einer der durchgebildeten Autoren, welche an den Befreiungskämpfen um's Jahr 1815 Theil gehabt, und das Glück gefunden haben, die Begeisterung der Jugend im Dienste des Vaterlandes zu bewahren. —

Die Theatererinnerungen, geschrieben im Jahr 1839, welche unter dem Titel: Blätter aus meinen Erinnerungen von Dr. W. Häring, die Penelope eröffnen, sind die werthvollsten Gaben des diesjährigen Bandes. Der Verfasser, der selbst einige Stücke auf die Bühne gebracht hat, führt uns die Schicksale des deutschen Theaters, während der letzten Decennien vor, und namentlich die Berliner Theaterwelt, wo so viel Bedeutendes, wenn auch nur vorübergehend, auftrat. Viele geistreiche Bemerkungen über den Gang der Bühne, über ihr Verhältniß zu Volk und Fürsten, sind eingestreut, nur hätte manches geringe Detail, welches, nach Art des Götheschen Meisters, ausgemalt ist, hie und da verkürzt werden können. Der Träume und juvenilen Versuche im Schauspiel bekommen wir ja zu jeder Zeit neuen Vorrath; dergleichen mag mit den Jahren für immer Ab-

*) Leipzig bei G. E. Hinrichs.

schied nehmen. — Von jeher hat die deutsche Poesie alle ihre Kraft an das Drama zu setzen gestrebt. Wenn auch Göthe mehr durch die Klarheit und Ruhe seiner epischen Anschauung unübertroffen dasteht, und Schiller noch erst den Aufschwung des lyrischen Feuers und des nach Freiheit ringenden Gedankens zur dramatischen Gestaltung darstellt; so würde man doch mit Unrecht den Deutschen ein eigenthümliches und nationales Schauspiel absprechen. Unsere großen Dramendichter haben mehr gethan, als längst erfundene Gattungen fortsetzen; Schillers und Göthes vollendete Schöpfungen sind durchaus sich selber Muster. Der Einfluß der Alten, der französischen Hoftragödie, und vor allen der Meisterwerke Shakespeares, so mächtig er auch gewesen, darf doch nicht für mehr angeschlagen werden, als die Einwirkung alles Großen und Vollendeten auf die Bildung einer ursprünglichen, genialen Anlage. Wir besitzen, sagt man, kein solches Nationalschauspiel, wie England hatte. Es ist wahr, die Blüthe unserer Literatur fällt in eine modernere, literarisch weit vielseitigere Zeit. Bei den Engländern schimmert das Drama so hell hervor, weil es allein stand; während bei uns alle übrigen Zweige der Poesie in demselben Frühling zum Ausbruche kamen. Unser jetziges Schauspiel hat eine schwierige Aufgabe; um sich über das Verlebte und den bloß traditionellen Bedarf der Bühnen zu erheben, bleibt ihm kein anderer Weg, als einen neuen Geist in neue Formen zu fassen; die Erfindung muß über den Stoff und die Combination gegebener Charaktere hinausgehen, und einen Boden, ein Fundament des poetischen Daseins legen, worauf die Ideale der Kunst, die Wahrheit der wirklichen Welt und die Hoffnungen der Zukunft sich erbauen können. Ueber die Wichtigkeit, welche das Theater als Bildungsmittel hatte, bemerkt Herr Häring: „Der Mangel eines öffentlichen Lebens — sie waren sich dieses fehlenden Lebensprinzips nicht bewußt, aber das dunkle Gefühl des Entbehrens war da — trieb die ernstesten, tiefsten Geister, sobald sie sich aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube emanzipirt, zum Theater. Sie versuchten das Wort lebendig werden zu lassen, zum Volke durch den Mund des Mimen zu reden. Das thaten ein Klopstock, ein Lessing, ein Göthe, Schiller und Tieck. Keiner meinte sich etwas dadurch zu vergeben. Wenn der Sänger des Messias verunglückte, indem er seine glühenden Vaterlandswünsche von den Brettern herab dem Volke zurief, so glückte es dem größten Geiste seiner Zeit, Lessing, desto mehr. Welche gesunde Freudigkeit, welche heitere Lebenskraft, welche männliche Sitte und holde Frauenanmuth athmete seine Minna von Barnhelm. Ihre Wirkungen sind noch heute lebendig, und ist es poetisch auch keineswegs das reichste, vollkommenste Lustspiel der Deutschen, hier kann der Reichthum lernen, wie er sich selbst beschränkt, und mit Wenigem viel wirkt. In seinem Nathan predigt Lessing für eine kom-

mende Zeit; seine Lehren klingen noch jetzt vollgültig. Und damit genügte sich nicht einmal der tiefe Forscher. Er stand dem realen Theater viel näher. Er schrieb Recensionen, eine Dramaturgie; er wollte selbst einst sich an die Spitze einer wandernden Truppe stellen. Nächst seinem Cöz hat Göthe mehr durch seinen Meister und seine Direktion des Weimariſchen Theaters, als mittelst ſeiner Dramen ſelbſt auf ſeine Nation Einfluß geübt. Wer aber faßt in wenigen Worten zuſammen, wie Schiller durch ſeine Tragödien auf die ideale Sinnesrichtung der Deutſchen wirkte! Jetzt erſt, wo er verſchwindet, wäre es an der Zeit, den Umfang des Einflusses zu ermeſſen, den der Sänger von der Bühne herab auf unſere Nation übte. Dieſe ſchönen Träume ſind nun längſt vorüber. — Wir glauben nicht für immer. Freilich wird das Theater mehr und mehr zerfallen, wo es nichts als ein Vergnügungsſaal iſt, ein Werben um Luſt und Lob zwiſchen dem Dichter und dem Publikum, wo jener, ſtatt die Zuhörer zu heben und zu beherrſchen, mit allen Gelenken und Tönen um ein gnädiges Gehör und Lächeln buhlt, und die Worte, wie einen Operntext, dem zufälligen Geſchick der Schauſpieler unterthan macht. Daß das Theater ſeit Schiller und Göthe nicht zu Grunde gegangen, iſt vornehmlich das Verdienſt ausgezeichneter Schauſpieler. Wenn es zu Grunde geht, — worüber Herr Häring freilich im Jahre 1839 anders urtheilen möchte, als man jetzt thut, — ſo wird das die Schuld der Dichter ſein, denn, daß das Publikum für neue Schöpfungen der Muſe empfänglich iſt, läßt ſich nicht bezweifeln. Der Vorſchlag Derrients, Theaterschulen einzurichten, trifft allerdings einen höchſt wichtigen Punkt. Allein die Schulen dauern nicht, wenn die Meiſter zu Grabe gehn. Man wende nicht ein, die Zeit ſei zu ernſt, zu praktiſch, um dem Schauſpiele eine nachhaltige Theilnahme zu widmen. Unſere Zeit iſt gewiß nicht ernſter als die Leſſingsche, die Schillersche war. Man ſage nicht, ſie ſei zu materialiftiſch; die Geſittung hat ſich die Materie bereits unterworfen; der Fleiß und die Betriebsamkeit unſerer Tage werden von einem mächtigen Geiſte getragen, der auch mit dichterischer Kraſt in das Leben einzugreifen ſcheint. Freilich, wie überall, müſſen wir auch hier an den guten Genius des Volks appelliren, von dem wir nicht befürchten, daß er beſtimmt ſei, ſeine ganze Kraſt auf die Seite materieller und politiſcher Arbeit zu werfen, um die innere und freiere Welt auf dem Sande zu laſſen. — Indem der Verfaſſer von der deutſchen Geſchichte als Vorwurf des Dramas redet, meint er: die Hohenſtaufen ſeien Heroen der Mythe; er denkt: der Dichter ſei genöthigt, erſt dem Volke zu erzählen, wer ſie ſind. Dem iſt nicht ſo. Das Volk kennt ſeine ſchwäbiſchen Friedrichs ſo gut wie die preußiſchen; die Romanzendichter ſingen es immer tiefer in ſeine Geſchichte hinein, und überdieß haben wir ja die Raupachſchen Stücke, welche

das Volk nicht unverständlich finden wird und aus denen es erfahren kann, wer Jene gewesen. — Wenn der Verfasser am Schlusse hinzufügt: „Das waren unsere Hoffnungen und Illusionen, unsere Täuschungen und unsere Irrungen. Sie sind fort wie Nebelbilder, die der Herbstwind über die Stoppeln jagt. Heut hoffen, täuschen und irren wir uns nicht mehr, wenigstens nicht in Bezug auf das Volkstheater. Aber ich bedaure es nicht, daß ich gehofft und geirrt habe.“ — so achten wir darin das Anerkenntniß eines Mannes, der einer Zeit angehörte, wo es Noth that, selbst durch Irrthümer und fruchtlose Mühen hindurch, dem Volke die Hoffnung zu überliefern, und das Selbstvertrauen in den Geistern wach zu erhalten.

Unter den vier Erzählungen, welche den übrigen Raum der Penelope füllen, ist nichts, das über die Mittelgattung von dergleichen Produktionen hinausginge. In der Novelle: Liebe in alter Zeit hat Herr Th. Mügge sein Talent nicht in dem Grade bewährt, wie es aus andern Arbeiten von ihm bekannt ist. Der Verfasser hat zu viel Material aufgehäuft; es gebricht seiner Erzählung an der innern Spannkraft, welche eine Folge des strengern und schärfern Ausbaues ist. Die Zeichnung ist lose, das Colorit glanzlos. Die Personen, welche uns vorgeführt werden, sind zu gewöhnlich. Zwar fehlt es nicht an treffenden Zügen und gut erfundenen Situationen; allein das Stück im Ganzen ist willkürlich und gewaltsam zusammengeschürzt. Ein alter ausgedienter Lieutenant, gegenüber einem jungen Mädchen, das er zur Ehe begehrt, spielt eine zu wunderliche Rolle, als daß wir recht an die Sache glauben könnten. Der Verfasser hält sich in der Mitte zwischen dem Possenhaften und dem Nührenden; glücklicher würde er gewesen sein, wenn er den Ton des Volkswizes getroffen hätte. Der begünstigte Liebhaber ist ein angehender Virtuos, der durch ein Flötenconcert, das er vor Friedrich dem Großen ausführt, der Conscription entgeht. Die Figur des Königs ist wohl gelungen, und was von ihm anekdotenartig eingeflochten ist, darf auf den Beifall des Lesers rechnen.

Die Novelle: Hoffnungen und Täuschungen von Isidor (v. M.) spielt in den Salons und Parks der vornehmen Welt. Indes sind nicht gerade alle Reden salongerecht; das Einmischen französischer Ausdrücke reicht nicht hin, um die Welt zu zeichnen, die sich auf dem geblättern Estrich der Höfe bewegt, selbst dann nicht, wenn diese Ausdrücke gesucht und nichts sagend sind. Die Begebenheit fällt in Spanien vor, und beginnt zur Zeit, als König Joseph die Klöster aufgehoben hatte. Der Titel des Stücks bezeichnet den Inhalt der Hauptsache nach. Bei einzelnen guten Anlagen, bietet es doch ein Gemisch von Schwäche, Unglück und Verirrung dar, dessen natürlicher Ausgang ist, daß sämmtlichen Personen das Leben zur Last wird. Die Schreibart ist leicht und im Allgemeinen rasch.

Aylwin, historische Erzählung von Dr. W. Seyffahrt, aus der Zeit des noch glühenden Hasses der Sachsen und Normannen unter Heinrich I. von England. Der Anfang ist, daß König Heinrich und ein junger Ritter ihr Auge auf die schöne Tochter des königlichen Münzmeisters werfen; das Ende, daß der Edelmann sich mit dem Mädchen vermählt. Dazwischen liegt ein überaus weitläufiger Tractatus, theils über jenen anfangs erwähnten Blick, theils über einen Proceß wegen angeblicher Veruntreuung des Münzgoldes, wodurch des Ritters Oheim, ein geiziger Bischof, den Vater der Schönen zu verderben trachtet. Mögen auch alle diese Dinge in der Chronik, auf die der Verfasser verweist, in unbarmherziger Weitläufigkeit verzeichnet sein, so gehören sie doch nicht in eine Erzählung, wie sie der Verfasser zu liefern hatte. Der historische Werth einer Novelle beruht nicht in der Masse des Details, in antiquarischer Ausführlichkeit, sonst könnte man jede Chronik und jedes Archiv zum Musenquell machen.

Das getheilte Herz, Novelle von Elise Ehrhardt, revidirt und aus den nachgelassenen Papieren der Verfasserin herausgegeben von Dr. Fr. Volger, ist eine Skizze von geringem Umfange, von der Art, wie Damen sie zu schreiben lieben. Etwas Leichtsinns und viel große Welt, Gefühl und Kälte, Schmerz und Verlust sind die Ingredienzien der anspruchslosen Erzählung.

Th. Schliephake,

Das getheilte Herz, Novelle von Elise Ehrhardt, revidirt und aus den nachgelassenen Papieren der Verfasserin herausgegeben von Dr. Fr. Volger, ist eine Skizze von geringem Umfange, von der Art, wie Damen sie zu schreiben lieben. Etwas Leichtsinns und viel große Welt, Gefühl und Kälte, Schmerz und Verlust sind die Ingredienzien der anspruchslosen Erzählung.

Brüsseler Tabletten.

I.

Eine Gemäldeausstellung.

Es besteht in Brüssel ein Institut der schönen Künste, welches jährlich zwei Gemäldeausstellungen auf dem Stadthause veranstaltet. Der Zahl der gewöhnlich eingesandten Arbeiten nach zu urtheilen, ist eine zweimalige Ausstellung nicht zu viel. Eine andere Frage ist, ob der Werth derselben dazu bedeutend genug ist. In der Kunst vor Allem gilt das *multum non multa*. Die größere Leichtigkeit, eine Arbeit abzusetzen, ermuthigt den mittelmäßigen Kopf vielleicht mehr als den echten Kunstberufenen. Dem Publikum wird mit der Vielfältigung guter Werke mehr gedient, als mit so vielen Rahmen, welche, in Ermangelung des Bessern, die Lotterie füllen. Die schönste Zierde der seit einigen Wochen eröffneten Sammlung ist das, schon in Gent vorigen Sommer ausgestellte, Stück von Verheyden: ein junges Bauermädchen. Ein überaus glücklicher, sprechender Ausdruck, die blühende Farbe, die feine Zeichnung weisen diesem Bilde einen ehrenvollen Rang an. Verheyden hat fast seine ganze Kunst sich selbst zu verdanken. Obschon sein Colorit an Wappers zu streifen scheint, hat er sich, als Autodidakt, der ehemals in Paris große Schwierigkeiten, die seinem Talent entgegen traten, überwand, einen unabhängigen Platz unter den belgischen Malern gesichert. Gut gehalten ist: wandernde Musiker schlafend, von De Loose. Unter den Seestücken zeichnet sich das von L. Verboeckhoven aus. Die Landschaft von P. Lauters gleicht zu sehr dem Aquarell, worin der Künstler geschäfte Arbeiten liefert. Die besseren Landschaften sind die von De Terre und Tavernier, einem französischen Maler. Sasseleer zeichnet sich im edleren Genre aus, Geirnaert im heiteren; sein: Kinder die Verstecken spielen, beurkundet ein treffliches Talent der Erfindung. Eine große Aufmerksamkeit zieht die Erstürmung von Jerusalem, eine figurenreiche Composition von Coomans auf sich. Das Bild, in einem zähen, gelben Ton gehalten, ermangelt